

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 32 (1922)
Heft: 9

Artikel: Zur Kritik der Psychoanalyse : 2. Teil
Autor: Suter, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Kritik der Psychoanalyse.

Von Privatdozent Dr. J. Suter, Zürich.

II.

Die Psychoanalyse begeht den Fehler, die Erklärung der Tatsachen, mit denen sie bekannt geworden ist, zu weit herzuholen. Statt sich über die Verhältnisse des Gedächtnisses in der zuständigen Wissenschaft gründlich zu orientieren, führt sie kurzerhand den neuen Begriff des Symboles in die Psychologie ein. Das ruft natürlich der Frage: Symbol für was? Die zureichende psychologische Analyse hätte so klar, wie man es nur wünschen kann, dargetan, dass diese „Symbole“ sich auf Erlebnisse beziehen, also auf Bewusstseinstatsachen; statt dessen werden sie ebenso kurzerhand auf das „Unbewusste“ bezogen. Einer Versuchsperson kann der Gedächtniszusammenhang entgehen, dem Versuchsleiter muss er aber auffallen, wenn er den Erlebnissen im Experiment nachgeht. Dann findet er kein geheimnisvolles, der Psychologie fremdes Unbewusstes vor, und auch keine „Libido“, wenn er sich nicht das wissenschaftlich bedenkliche Vergnügen leisten will, die Gefühle, auf die er stösst, mit einem neuen, irreführenden Namen zu bezeichnen. Dagegen findet er ausgedehntere Erlebniszusammenhänge vor, als es auf den ersten Blick schien, und die altbekannte Tatsache, dass sie in die Gegenwart hinein fortwirken können, ohne dass alles in ursprünglicher Klarheit vor Augen zu bleiben braucht. Bei der notorischen Schwäche des menschlichen Gedächtnisses ist es die Regel, dass immer nur wenige Einfälle den früheren Erlebnisreichtum repräsentieren. Welche es sind, hängt von dem ab, was uns am stärksten oder am eigenartigsten anspricht. Darum kann nicht selten auch scheinbar Nebensächliches eine grössere Rolle spielen und sich mit späteren neuen Eindrücken so verweben, dass der Uneingeweihte vor Rätseln zu stehen glaubt. Wenn aber die begleitenden Gefühle, in denen alles Weitere gewissermassen zerstreut enthalten ist, analysiert werden können, so findet sich der Schlüssel zu diesen Rätseln ganz einfach in Form der sich daraus verdeutlichenden Erinnerungsvorstellungen. In Wahrheit verfährt der Psychoanalytiker nicht anders. Er lässt die Versuchsperson unter dem Eindruck eines von ihr gelieferten Reizes, der ihm für frühere Erlebnisse charakteristisch erscheint, mit dem reagieren, was ihr gerade einfällt. Aus der zugehörigen Gefühlslage heraus kommt natürlich vorzugsweise eine Reaktion, die ihr, d. h. dem entsprechenden früheren Erlebnis, entspricht. Dieser Zusammenhang ist der Versuchsperson im Augenblick meistens nicht bewusst; er wird es erst, wenn die Erinnerungszusammenhänge sich zu verdeutlichen beginnen. Gibt ihr das angebohrte Stück Vergangenheit keinen Grund zur Verheimlichung, so geht die Reaktion glatt vonstatten. Handelt es sich aber um ein Erlebnis, das sie nicht gerne preisgibt, so tritt der in den psychoanalytischen Schriften immer mit besonderem Nachdruck erwähnte „Widerstand“

der Versuchsperson auf, den der Versuchsleiter zu überwinden habe. In solchen Fällen müsse er ihr Vertrauen zu gewinnen suchen und nötigenfalls die Versuche entsprechend ausdehnen. Man sieht: das ganze Verfahren der sogenannten Entzifferung oder Deutung der Symbole besteht, abgesehen von der Verquickung mit der Theorie, in einfachen, bestimmt gerichteten Gedächtnisexperimenten.

Wohin die Symbolik führen müsste, lehrt ein Blick auf ihre Konsequenzen. Entweder gilt nur ein beschränkter Teil der Bewusstseinsinhalte als Symbole, und zwar für die allein nachweisbaren, ausgedehnteren Erlebniszusammenhänge, denen sie angehören. Dann erklärt sich der Begriff Symbol als ein psychologischer Hilfsbegriff, der lediglich auf jene ausgedehnteren Zusammenhänge hindeutet. Mit seiner Eignung als Grundlage einer neuen Theorie wäre es vorbei. Die heute noch in eigener Aufmachung marschierende Psychoanalyse müsste der wissenschaftlichen Erfahrungspsychologie das Feld räumen. Oder es wird mit der Symbolik ganz Ernst gemacht und das, was gewissen Bewusstseinsinhalten zuerkannt wird, auch allen anderen zuerkannt. Dann wird aber folgerichtig alles menschliche Erleben ohne Ausnahme zum Symbol, die Wahrnehmungen und Empfindungen ebensogut wie die Vorstellungen, Gefühle und alles, was man psychologisch an Tatsächlichem begrifflich noch unterscheiden zu können glaubt. In diesem Falle würde die Theorie vom Unbewussten aber bald entweder an metaphysischer Haltlosigkeit zugrundegehen, oder am Widerspruch zwischen der gewöhnlichen, „symbolischen“ Erfahrung und jener transzendenten, die als unbewusste niemals zur Erfahrung werden könnte; denn würde sie es, so würde sie ja zur Bewusstseinstatsache, womit alles wieder auf eine gewöhnliche Erfahrungspsychologie, wie man sie schon längst kennt, hinausläuft. Die psychanalytischen Theoretiker haben sich bis heute mit Unbestimmtheiten, teils über den Geltungsbereich der Symbolik, teils über den Grundbegriff des Unbewussten, über dieses Dilemma hinweggeholfen, können ihm aber auf die Dauer nicht entgehen. Die Praxis hat es in dieser Hinsicht etwas leichter. Stösst sie bei ihren Versuchspersonen auf ungelöste seelische Konflikte, so kann sie sich damit begnügen, mit ihrem Rat einzugreifen, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das, was aus der Vergangenheit ans Tageslicht kommt, wirklich das grosse Unbewusste ist, und wie es zu definieren sei. Wenn sie wollte, so könnte sie sich darauf beschränken, experimentelle Gedächtnisforschung zu sein. Durch die sklavische Unterordnung unter die Theorie begibt sie sich aber dieses Vorteiles. Denn diese zwingt sie nun, nicht eher zu ruhen, als bis sie in jedem einzelnen Falle auf jene Komplexe gestossen ist oder gestossen zu sein glaubt, auf die der Theorie gemäss alles zurückführbar ist. Geben sie sich in den Reaktionen nicht zu erkennen, so wird im Verlass auf die Theorie gedeutet und umgedeutet, bis die Sache zu stimmen scheint. Hier beginnt jene tendenziös arbeitende Scheinlogik, die sich bis zur völligen Verdrehung der psychischen Tatsachen versteigt. Vorstellungen von Länglichem, Spitzem, Stechendem und dgl. werden

als Symbole männlicher, umgekehrt Vertiefungen, Wölbungen u. a. als Symbole weiblicher Sexualorgane betrachtet. Die Gefühle, die sich auf Angehörige des anderen Geschlechtes beziehen, sind verkappte Sexualgefühle. Ein bekannter Psychoanalytiker (Pfister, Die psychoanalytische Methode, S. 308) verrät dem Leser, dass beispielsweise die Vorstellung des Bahnhofes, in den die Züge ein- und ausfahren, ein ungemein häufiges Sexuelsymbol des Traumlebens sei. Die Kindesliebe wird auf Ödipuskomplexe zurückgeführt, Geschwisterliebe auf Inzestmotive u. s. f. Sicher gibt es vereinzelte Verirrungen menschlichen Fühlens, auf die solche Interpretationen ausnahmsweise zutreffen mögen; abnorm gesteigerte Sexualität kann zweifellos vorübergehend alles in ihrem Bereich durch diese Brille überreizter Begierde und Phantasie betrachten. Das berechtigt aber noch nicht einmal zur Behauptung, dass diese Betrachtungsweise für solche Menschen überhaupt typisch sei und noch weniger dazu, frühe Kindheitserlebnisse, die bekanntlich oft stark im Bewusstsein des Erwachsenen nachwirken, als „infantile“ Sexualität jener Art zu interpretieren. Nun gar das menschliche Erleben überhaupt nach solchen Gesichtspunkten umzudeuten, bedeutet eine Vergewaltigung der Tatsachen, die wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen werden kann.¹⁾

Die psychoanalytische Theorie beruht auf der Verallgemeinerung einer verhältnismässig kleinen Zahl von Beobachtungen über die Repräsentation grösserer seelischer Zusammenhänge im Gebiete des sexuellen Erlebens durch einzelne, scheinbar symbolische Momente. Der Widerspruch dieser Verallgemeinerung mit den unverhältnismässig zahlreicheren anderen psychologischen Beobachtungen beweist ihre Unzulässigkeit. Und die Möglichkeit der einfacheren, im Einklang mit der gesicherten Erkenntnis der wissenschaftlichen Psychologie befindlichen Erklärung der beobachteten Erscheinungen macht die psychoanalytische Theorie ganz hinfällig.

Dieser Kritik gegenüber kann sich die Psychoanalyse aber doch auf zahlreiche, unbestreitbare praktische Erfolge berufen. Worin liegt die Ursache dieser Erfolge?

Hier liegt der interessante Sachverhalt vor, dass die Psychoanalyse sich über ihr eigenes Verhalten täuscht. Sie glaubt die Früchte ihrer Arbeit der objektiven Sammlung von Einfällen der Versuchspersonen zu verdanken und bucht die Übereinstimmung der sich ihr scheinbar aufdrängenden Deutung mit ihrer Theorie zugunsten dieser Theorie. In Wirklichkeit sammelt aber der Psych-

¹⁾ Verfasser dieser Zeilen hat die psychoanalytische Methode nach den Anweisungen, die die Literatur gibt, in einer Reihe experimenteller Versuche sorgfältig ausprobiert und dabei Einblicke in die Vergangenheit der Versuchspersonen erhalten, die teilweise ausserordentlich fein und poetisch anmuteten, namentlich jene, die sich auf die Kindheit bezogen. Er fand aber keine triftigen Gründe, die zu Umdeutungen auf Sexualität oder Libido berechtigt hätten, trotzdem die Analyse erst dann Halt machte, wenn die Erinnerungstatsachen samt ihren Gefühlslagen so eingehend als möglich klar gelegt waren.

analytiker nicht beliebige Reaktionen von seinen Versuchspersonen, wie es den Anschein hat, um nachher zuzusehen, welche Deutung sie ihm nahelegen. Sondern er verfolgt bei seinen Experimenten hartnäckig jene Linie, die ihm seine Theorie vorzeichnet und zwar solange, bis er mit jener Sphäre bekannt wird, die zum Begriff der Libido passt. Bei hinreichender, zielbewusster Ausdauer lassen sich natürlich immer früher oder später Anhaltspunkte finden, die in dieser Richtung planmässig weiterverfolgt werden können. Da kann es nicht wundern, wenn der in guten Treuen von seiner Theorie geleitete Analytiker bei seinen entweder männlichen oder weiblichen Versuchspersonen schliesslich auch jene Gefühle und Begehren entdeckt, die naturgemäss keinem Menschen ganz fremd sind. Wenn nötig, hilft die die Aussagen entsprechend kombinierende Deutung des Versuchsleiters absichtlich oder unabsichtlich suggestiv nach, bis die Versuchsperson einigermaßen beipflichten kann. Und wenn selbst das versagen sollte, so bleibt immer noch die Möglichkeit übrig, die Einfälle nach bewährtem Verfahren umzudeuten. So wird zunächst die Sexualität oder die Libido in den Mittelpunkt der Analyse gezogen. Zum weiteren, praktischen Erfolg führt nun eine allseits zugestandene sogenannte Nebenerscheinung der Analyse. Sie besteht darin, dass die Versuchsperson, wenn sie einmal so weit ist, dass sie ohne innere Widerstände reagiert, ihre Libido für gewöhnlich dem Analytiker zuwendet. Darum hat dieser vorschriftsgemäss zwei Hauptaufgaben zu bewältigen. Die erste besteht in der Analyse, wenn nötig mit Beseitigung der inneren Hemmungen der Versuchsperson. Die zweite besteht in der Ablenkung der Libido von seiner Person und die Überführung auf individuell wertvolle oder soziale Lebensziele. Es liegt nun wohl auf der Hand, dass mit dem Schwinden des Widerstandes gegen die Kundgabe intimer, namentlich sexueller Momente ein Vertrauensverhältnis zum Psychoanalytiker entsteht, das bei wohlwollender Besprechung solcher Fragen, in der Absicht, der Versuchsperson ihrer kund gewordenen Natur entsprechend, aus ihren Konflikten zu helfen, leicht zu einer „Zuwendung der Libido“ zum Versuchsleiter führt. Denn die Hinlenkung des Interesses auf persönliche sexuelle Probleme wirkt unter solchen Umständen naturgemäss schon einigermaßen anregend; zudem ist die Richtung auf den Analytiker auch die nächstliegende. Selbstverständlich kann hier guter, von hohem Ernst getragener Rat Gutes wirken, vorhandene Konflikte lösen helfen, Konflikten vorbeugen und Lebensfreude bewirken. Solche Erfolge bleiben unbestritten. Entscheidend dafür ist allerdings die Persönlichkeit des Psychoanalytikers. Mit der Theorie und der Wissenschaftlichkeit der Methode hat das weniger zu tun, als mit dem Vertrauensverhältnis und dem Rat oder der Suggestion des Versuchsleiters, der im gegenseitigen Verhältnis natürlich die überlegenere Rolle spielt als der Seelsorger, vor dem die intimen Regungen auszubreiten sind. Auch für viele andere Fälle, wo Vergessen und Erinnerungstäuschungen zu belangloseren Störungen führen, ist ein gewisser Erfolg vorauszusehen. Denn mit der Auf-

frischung des Gedächtnisses und der gegenseitigen Aussprache, unterstützt durch die suggestive Wirkung der Autorität des Versuchsleiters, kann mancher eingeschlichene Auffassungsfehler berichtigt und behoben werden. Aber auch daran ist die psychanalytische Theorie unschuldig. Jede andere Methode, die dem Gedächtnis und der Überlegung des Mitmenschen aufhilft, kann die gleichen Dienste leisten. Liest man weiter die in der psychanalytischen Literatur zahlreich eingefügten Beispiele durch, wo die Interpretation zur richtigen Einsicht und anschliessend zur Genesung geführt haben soll, so erweckt eine recht grosse Zahl davon nicht nur Zweifel an der Richtigkeit der Deutungen, sondern zugleich auch den Verdacht, dass für die Genesungen andere Momente wesentlicher waren, als die spontanen Reaktionen der Versuchspersonen. Den Erfolgen der Psychoanalyse stehen übrigens auch Misserfolge gegenüber. Aus der Praxis sind verschiedentlich Fälle bekannt geworden, wo die psychanalytische Behandlung den Versuchspersonen zum Schaden gereichte. Aus allem geht hervor, dass die Persönlichkeit des Analytikers in dem Vertrauensverhältnis zu seinen Versuchspersonen die entscheidende Rolle spielt. Wie er es fertig bringt, sie zum Reden über ihre Vergangenheit und insbesondere über ihre sexuellen Konflikte zu bringen, ist dem gegenüber untergeordnet. Es hat sich lediglich erwiesen, dass die psychanalytische Methode, unbeschadet der grossen Gefahren, die sie einschliesst, und der dargelegten wissenschaftlichen Unhaltbarkeit der Theorie, auch dazu beitragen kann, dann und wann sogar verhältnismässig rasch und zuverlässig.

Darin steckt ein nicht zu unterschätzendes positives Moment. Methodologisch betrachtet kann der Psychoanalytiker, wenn er den Rahmen der Erfahrung nicht überschreitet, sich rühmen, das bisher übliche Verfahren der gewöhnlichen Beobachtung und der Aussprache mit den Mitmenschen durch ein teilweise besser wirksames, experimentelles zu ersetzen oder mindestens zu ergänzen. Das ist unbestreitbar. Die Beobachtung kann durch das richtig organisierte Experiment jedenfalls eine Förderung erfahren. Die wissenschaftliche Psychologie hat sich bis heute, wie gesagt, in der Hauptsache mit der Erkenntnis der Gesetzmässigkeiten des geistigen Lebens und der Entwicklung befasst. Ihr weittragendstes Instrument, das Experiment, hat sie fast ausschliesslich nur für diese allgemeinen Zwecke benützt. Die Psychoanalyse kann es sich als Verdienst anrechnen, durch Wort und Tat auf den möglichen Wert des psychologischen Experimentes im Dienste der Entwicklung der einzelnen Individuen aufmerksam gemacht zu haben, wie es ihr sicher auch als Verdienst angerechnet werden kann, dass sie dem sexuellen Moment so eingehend nachgespürt hat. Denn schliesslich ist auch das ein Stück praktisch bedeutsamer Tatsachenforschung, das abgeklärt werden muss. Auf der andern Seite hat die Psychoanalyse aber unfreiwillig auch gezeigt, wie gefährlich psychologische Analysen unter der Herrschaft unrichtiger Ideen sein können. Wenn das an sich schon subtile psychologische Experiment als Hilfsmittel wertvolle Dienste leisten

soll, so bedarf es unbedingt des sachkundigen Verständnisses und der Schulung der Versuchsleiter. Das gilt ganz besonders auch für die Durchleuchtung der stark mit dem Gefühlsleben verwachsenen irrigen und schädlichen Ideen, wie sie bei jedem Jugendlichen zustandekommen können. Nur ist zu beachten, dass die klar orientierte Erziehung und die mit ihr Schritt haltende systematische Beobachtung des Pädagogen allein schon Grosses darin leisten kann. Das übersieht die Psychoanalyse, wenn sie einerseits die gewöhnliche Beobachtung und andererseits die Bedeutung der wissenschaftlichen Psychologie dafür niedrig einschätzt. Denn die Pädagogen von heute sind nicht mehr die von systematisch-psychologischer Einsicht ungetrübten Menschen von ehemals, sondern geschulte Beobachter, durch die die allgemeinen psychologischen Erkenntnisse den Heranwachsenden individuell direkt zugute kommen. Die Pädagogik kann deshalb nicht nur ohne Psychoanalyse auskommen, sondern in der Alltagspraxis schliesslich auch ohne Experiment, namentlich wenn sie auf das auch von ihr geforderte Vertrauensverhältnis zwischen Lehrer und Jugendlichen abstellen kann. Allerdings geht die Entwicklung trotzdem unverkennbar auf die Verwendung immer feinerer, leistungsfähigerer Methoden aus. Denn es gibt eben seelische Verhältnisse, die der Beobachtung allein kaum oder nur schwer zugänglich sind. Da liegt es am nächsten, an das psychologische Experiment zu denken. Die auf ihm basierenden Anfänge der experimentellen Pädagogik und ihre Früchte dürften bekannt sein. In der Form von Intelligenz- und Begabungsfeststellungen geht das psychologische Experiment neuerdings in einer praktisch wichtigen Richtung der pädagogischen Anwendung entgegen. Dazu gesellen sich die durchaus nicht allein stehenden Anregungen der Psychoanalyse auf die Nutzbarmachung der psychologischen Methoden für die seelischen Konflikte der einzelnen Jugendlichen. Auch in dieser Richtung sind Fortschritte und Abklärungen von seiten der wissenschaftlichen pädagogischen Psychologie zu erwarten. Letzten Endes müssen sie dieses Stahlbad passieren, weil sie allein, im Verein mit dem Praktiker, in der Lage ist, den Sinn und den Umfang des Verwendungsbereiches einerseits, die Fehlerquellen und Bedenklichkeiten andererseits kraft der bei ihr konzentrierten, kritisch durchgearbeiteten Erfahrung zu ersehen.

Unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Entwicklung von Wissen und Leben kann die Psychoanalyse nur als ein auf eigene Faust in psychologischem Gebiet arbeitender Teilversuch experimenteller Methodik betrachtet werden, der grundsätzlich ermunternd, noch mehr aber vor Irrungen warnend wirkt. Im grossen Fluss der psychologischen und pädagogischen Entwicklungsgeschichte ist ihr, ausser der historischen, keine bleibende Existenz beschieden.

Etwas günstiger ist die Stellung der Psychoanalyse in ihrer ursprünglichen Heimat, der Psychiatrie. Das hängt mit den dort herrschenden Verhältnissen zusammen. Die Psychiatrie ist ihren Weg im grossen Ganzen seit jeher unabhängig von der Psychologie des

normalen Menschen gegangen. Ihre psychologischen Anschauungen und Methoden weisen noch nicht jenen gegenseitig befruchtenden Kontakt auf, wie ihn Psychologie und Pädagogik kennen. Dort wird sich die Psychoanalyse als ein Teilerfordernis experimenteller Methodik in beschränktem Umfang vermutlich länger behaupten können. Gewisse Erfolge bei Neurosen bestimmt bedingter Art sprechen dafür. Zwar darf aus guten Gründen angenommen werden, dass ihr mit fortschreitender Erkenntnis auch da nur die Rolle einer Vorläuferin vollkommenerer, wirklich experimentalpsychologischer Methoden beschieden sein wird.

Im Rückblick drängen sich zwei Momente von allgemeinem pädagogischem Interesse auf. Als eine wichtige Ursache seelischer Konflikte kann aus dem von der Psychoanalyse beigebrachten Tatsachenmaterial der Mangel an geistiger Klarheit und Wahrheit sich und andern gegenüber ersehen werden. Das Bemänteln der eigenen Gedanken und Gefühle, das Schauspielen und geistige Versteckspielen bewirken auf die Dauer oder anlässlich tiefergehender Ereignisse naturgemäss jene vom Ursprünglichen abweichenden „symbolischen“ Ideen und Gewohnheiten, die die geistige Gesundheit beeinträchtigen. In dieser Richtung kann sich die Erziehung wohl noch grössere Verdienste um die Heranwachsenden erwerben. Sodann dokumentiert das ausserordentliche Vertrauensverhältnis, in das der Psychoanalytiker zu seinen Versuchspersonen treten kann, was der Pädagoge durch weitgehende Teilnahme, auch ohne Psychoanalyse, bei den ihm Anvertrauten für ihre geistig gesunde und lebensfrohe Entwicklung werden kann. Ein von der nötigen Einsicht getragener, froher Wille kann bei hinreichender Ausdauer heute schon so viel erreichen, wie die mit Fehlerquellen und Gefahren behaftete Psychoanalyse. Ja noch mehr. Denn das Ziel aller Erziehung liegt bekanntlich zuallerletzt nicht in der Behebung von Konflikten, sondern vor allem in der Förderung gesunder Entwicklung, die als solche zugleich auch die beste Vorbeugung gegen seelische Konflikte ist. Die Psychoanalyse ist für die Pädagogik darum entbehrlich, ganz abgesehen von ihrem fiktiven und gefährlichen Einschlag und — was auch nicht unwesentlich ist — von der hohen Moral, die sie von ihren Praktikanten aus allgemeineren Gründen verlangen muss, um überhaupt in Wirksamkeit treten zu dürfen.

* * *

Für die eingehendere Orientierung über die Psychoanalyse durch ihre Anhänger selbst können fürs erste dienen: O. Pfister, *Zum Kampf um die Psychoanalyse* (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1920) und „*Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1914 bis 1919*“ (ebenfalls Psychoanalytischer Verlag, Wien, 1921). Die weitere Literatur findet sich dort verzeichnet.
